

erst mit der besten Lösung zufrieden gab. Es hieße das Wesen und die Schaffensweise dieses Künstlers vollkommen verkennen, wollte man seine Werke ob ihrer etwas spielerischen, ungezwungenen Anmut lediglich für die Produkte eines momentanen Einfalls, wenn nicht gar einer bloßen Laune halten. Nein, in Peches Schöpfungen steckt, wie in allen echten Kunstwerken, ehrliche, ernste Arbeit, und das ist eben das Wunderbare, daß man ihnen die Mühe nicht anmerkt, die auf sie gewendet wurde, daß sie, um mit Nietzsche zu sprechen, wie alles Göttliche „auf leichten Füßen gehen“. Dank des lebhaften Interesses, dem die Erzeugnisse der „Wiener Werkstätte“ allenthalben begegnen, war die Wirkung dieses raffinierten, von Peché zu immer größerer Feinheit, aber auch Freiheit, gesteigerten, rein schmuckhaften Stiles eine ungeheure und hält zurzeit noch an. Überall stößt man auf Stoffe, Tapeten, Stickereien, Vasen und Geschmeide „à la Peché“, sein Linienrhythmus, seine Farbenharmonien, sein Formenschatz — besonders die von ihm eingebürgerten dreieckigen und lanzettartigen Blattformen — beherrschen einen guten Teil des deutschen und österreichischen Kunstgewerbes. Der Künstler selber ist seiner wachsenden Popularität nur kurze Zeit froh geworden. Nachdem er im Dezember 1915 in mustergültiger Weise das Arrangement der Modeausstellung im Österreichischen Museum besorgt hatte — eine eingehende Würdigung derselben brachte Max Eisler im XXIV. Jahrgang der „Dekorativen Kunst“ (1916, S. 229 ff. und 401 ff.) sowie Hartwig Fischel in »Kunst und Kunsthandwerk« (1916, XIX. Jahrg., S. 69 ff.) — nötigte ihn die im Frühjahr erfolgte Musterung zum Militärdienste, die Künstlerwerkstätte mit der Kaserne zu vertauschen. Im Oktober rückte er nach Brünn ein, erkrankte aber bald darauf an einer Blinddarmreizung und wurde nach der Entlassung aus dem Spital einem Militär-Baubüro in